Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 22 (1918)

Artikel: Othello, der Mohr von Venedig

Autor: Keller, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573049

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

alle Schönheit, die die Mondnacht enthüllte, grüßte sie mit den Augen des Bruders.

* *

Als Frau Madelaine später im Garten suchende Schritte vernahm, erhob sie sich und ging ihrem Gatten entgegen. Er legte seinen Arm um ihre nachtseuchten Schultern und blickte ihr besorgt in die schimmernden Augen: "Du warst bei deinen Toten? Nun hole ich dich zurück zu den Lebendigen."

Sie wehrte leise: "Bei den Leben= digen war ich, du aber willst mich den Ab= lebenden ausliefern."

Er preste ihre durchbebten Finger: "Du bist so voller Leben, Madelaine, einem Stein würdest du eine Seele geben können."

Da ging durch ihre Augen ein feines, überlegenes Lächeln und war doch ganz Innigkeit: "So voller Leben, daß ich immer in dir leben werde, immer."

Auf kleinen Umwegen stiegen sie langsam zwischen den Beeten hinauf, von den schweren Düften herbstlicher Reife ganz umhüllt.

Droben in der Villa wurde Musik laut. Er schüttelte unwillig den Kopf: "Mozart, so spielen sie ihn immer, so vergnügt, so wiesenbächleinmäßig, und fühlen nicht seinen heiligen Schmerz und das tiese Weh der Vergänglichkeit, das darin brennt und das so ganz anders ans Herz greift als die Verzweiflungsschreie der Reuen."

Sie nickte still: "Und fühlen nicht die wundersame Seiterkeit, die in diesem Weh liegt, als ob es zu uns sagte: All die Schönheit geht dahin, geht dahin; aber ihr flüchtiger Luß gibt deiner Seele Ewigkeit. Unsterbliche, freue dich!"

Als sie die Terrasse erreichten, schwieg die Musik. Eine Reihe Lampions seuchtete auf, violett und orange, in strenger Ordnung; die dekorative Absicht war offenbar.

Sie sahen sich überrascht an: "Mozart als Duvertüre zur Lampiontour? Nun werden sie gleich ausbrechen!"

Und plöglich faßten sie sich bei den Händen und liefen, rasch entschlossen und leise lachend, um das Haus herum nach dem hintern Eingang.

Die Aufwartefrau war vernünftig. Mit befriedigtem Nicken ließ sie die Hand in die Tasche gleiten und holte dann die Mäntel herbei. Sie verstand, daß die Hersch das Fest nicht stören wollten, und versprach, es nachher der Hausfrau zu erstären. Aber, daß sie das Auto verschmähten und zu Fuß den weiten Weg machen wollten, das verstand sie nicht. Schließelich waren das doch keine Liebesleute mehr, und ein Auto hatten die nicht alle Tage.

Und wie sie das Paar engverbunden, heimlich und fast hastig den kleinen Weg hinuntersteigen und mählich in der milchigen Luft verfließen sah, schüttelte sie besenklich den guten Kopf: Herrje, das waren schon nimmer Sommerdünste, was da um den Berg strich, das waren bereits Herbstnebel, und denen sollte man sich nicht aussehen, wenn man um die Augen her eine so zarte Gegend hatte wie diese Frau. Nicht umsonst nannten sie die Septembernebel Kirchhofstau.

Othello, der Mohr von Venedia. Rachbrud verboten.

Quelle von Shakespeares Drama, eingeleitet und aus dem Italienischen übertragen von Dr. Walter Keller, Basel.

Einleitung.

Neben "Romeo und Julia" und dem "Raufmann von Venedig" beruht ein drittes Bühnenwerk Shakespeares auf Novellen aus der italienischen Renaissance, nämlich der "Othello". Die Quelle zu dieser Tragödie der Eifersucht findet sich in der Novellensammlung des Giraldi Eintio, und zwar ist es die 7. Geschichte

des dritten Tages seiner "Hecatom= miti" oder "Hundert Novellen".

Giovanni Battista Giraldi Cintio (Geraldus Cinthius, 1504–73) stammte aus einer Florentinersamilie und verbrachte seine Jugend in Ferrara. Er erhielt dasselbst schon als junger Mann die Prosessur für Philosophie und Medizin. Später ernannte ihn Ercole II. d'Este, der Herzog

von Ferrara, zum Staatssekretär, und als Verfasser mehrerer Dramen fungierte Gizaldi am Hofe auch als Theaterintendant. Von seinen verschiedenen Werken haben ihm die "Hekatonmythen", die 1565 zu Monte Regale im Druck erschienen, einen Nachruhm gesichert. In diesen "Hundert (eigentlich 112) Novellen" suchte er Vocaccio zu erreichen; seine Sammlung enthält aber nur eine kleine Anzahl wirklich wertvoller Erzählungen. Darunter bildet der "Mohr von Venedig" wohl die einzbrucksvollste.

Man hat sich schon vielfach gefragt, ob diese Geschichte auf historischen Tatsachen beruhe; das scheint jedoch nach neueren Forschungen (s. Wolffs Shakespeare=Bio= graphie Bd. 2 und Wolfgang Kellers Shakespeare-Ausgabe Bd. 7) nicht der Fall zu sein. Im Jahre 1505 wurde ein gewisser Christofalo Moro von der Republik Venedig nach Enpern abgeordnet, um dort als Gouverneur die Insel gegen den Sultan zu verteidigen. Drei Jahre später soll dann dieser Moro wieder zurückge= kehrt sein, und zwar habe er den Bart stehen lassen aus Trauer über den Tod sei= ner auf der Seimfahrt gestorbenen Gemahlin. Aus diesem Capitano Moro, der nur dem Familiennamen, nicht aber der Hautfarbe nach ein Mohr war, scheint die Sage einen wirklichen Mohren gemacht zu haben, der in Eppern seine Frau aus Eifersucht ermordet hatte, und in dieser veränderten Gestalt hat dann Giraldi die Erzählung in seine Novellensammlung aufgenommen.

Shakespeare wird Giraldis Novellen kaum im Original gekannt haben, sondern vermutlich in französischer oder vielleicht englischer Uebersetzung, wie wir das= selbe bei "Romeo und Julia" und dem "Raufmann von Venedig" gesehen haben (s. "Die Schweiz" XX 1916, 27ff. und XXI 1917, 91ff.). Der Franzose Gabriel Chapuis (1546—1611), der als Historio= graph und Dolmetscher für Spanisch und Italienisch am Hofe Heinrichs IV. von Frankreich lebte, übersetze Giraldis No= vellensammlung im Jahre 1584, und diese "Cent excellentes nouvelles" werden wohl Shakespeare bekannt geworden sein, da er daraus auch noch den Stoff zu seinem Drama "Maß für Maß" entnahm.

Bergleicht man aber Giraldis Novelle mit dem "Othello" Shakespeares, wird man sich billig wundern über die Meisterschaft, mit der er aus den dürftigen Andeutungen seiner Quelle die Hauptcharaktere Othello, Desdemona und Jago herausgearbeitet hat. Den Schluß Giraldis konnte er freilich für die Bühne nicht verwerten, sondern mußte ihn ganz neu gestalten.

Shafespeares "Othello" ist seinem Erscheinen 1604 bis heute ein beliebtes Bühnenstück gewesen, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den romanischen Ländern. In Frankreich erlebte das Drama nicht weniger als sechs Bearbeitungen, darunter eine von Boltaire, Ducis und Alfred de Bigny. In Italien wurde das Stück von Rossini und später von Berdi zu Opern umgestaltet. So hat sich diese Novelle der italienischen Renaissance Jahrhunderte hindurch dis heute als lebenskräftig erwiesen.

Uebertragung.

In Venedig lebte vor Zeiten ein Mohr, der wegen seiner großen Tapfersteit, Klugheit und Schlagfertigkeit in Kriegssachen bei den Ratsherren der Stadt in hohem Ansehen stand, wie ja die dortige Regierung im Belohnen hervorragender Leistungen stets alle andern Staatswesen übertraf.

Nun begab es sich, daß eine fein erzogene Dame von wunderbarer Schönheit, namens Disdemona, diesen Mohren liebgewann, weil sie seinem innern Wert erkannte und sich zu seinem wackern Wesen hingezogen fühlte. Er seinerseits konnte ihrer Schönheit und ihrer Herzensgüte nicht lange widerstehen. Und so hatten die beiden bald das Glück, sich zu vermählen, wiewohl die Eltern des Fräuleins alles aufboten, ihre Tochter von der Heirat mit dem Mohren abzubringen.

Solange die beiden Neuvermählten in Benedig blieben, lebten sie sehr glücklich und zufrieden, und niemals siel unter ihnen auch nur ein unzartes Wort.

Um diese Zeit geschah es, daß die Serren von Benedig ihre Truppen ablösten, die sie auf der Insel Cypern zu halten pflegten. Dabei wählten sie den Wohren zum Hauptmann der neuen Besahung, die sie dorthin schickten. Ueber diese Ehre war der Mohr freilich sehr erfreut; denn man pfleate nur Edelleute, und zwar blok anerkannt tüchtige und zuverlässige, mit einer solchen Würde zu betrauen. Aber es verringerte sich seine Freude, wenn er an die lange und beschwerliche Reise dachte, die Disdemona mit ihm zu über= stehen hatte. Sie aber, die außer ihrem Gatten kein anderes Glück auf Erden fannte, war unsäglich froh über die Ach= tung, die eine so mächtige und reiche Stadt ihrem Manne erzeigte. Sie konnte des= halb die Stunde kaum erwarten, wo ihr Gemahl die Reise antreten und sie ihn auf einen so ehrenvollen Posten begleiten durfte. Als sie daher ihren Gatten miß= gestimmt sah, betrübte sie sich sehr, und weil sie die Ursache davon nicht kannte. sprach sie eines Tages bei Tische zu ihm: "Wie kommt es, daß Ihr so schwermütig seid, während Euch doch die Senatoren das hohe Amt eines Gouverneurs über= tragen haben?"

Da erwiderte der Mohr: "Die innige Liebe zu dir ist es, die mir die Freude über die widersahrene Ehre trübt; denn ich sehe wohl, daß von zwei Dingen das eine geschehen muß: Entweder nehme ich dich mit über das gefahrenreiche Meer, oder ich muß dich hier in Benedig lassen, um dir solch eine mühselige Reise zu ersparen. Das erste würde mich sehr schwer ankommen, weil mir jedes Leiden und jedwede Gefahr, die du mitzumachen hättest, doppelt zu Herzen ginge. Dich aber hier zu lassen, würde ich noch weniger ertragen, weil ich ohne dich nicht weiter leben kann."

Als Disdemona dieses hörte, sprach lie: "Ei, lieber Mann, was sind das für Ge= danken, die Euch in den Sinn kommen! Wie könnt ihr Euch nur darob Sorge machen? Ich folge Euch gern, wohin ihr nur zieht, und müßte ich sogar im Hemd durchs Feuer gehen, wie ich jeho auf einem stark gebauten Schiffe mit Euch übers Wasser fahre. Mag es dabei auch an allerhand Gefahren und Ungemach nicht fehlen, so will ich diese gerne mit Euch teilen, sonst müßte ich ja denken, Ihr hättet mich nicht von Herzen lieb, wenn Ihr mich hier in Venedig ließet, gleich, als ob ich mich hier sicherer fühlte. Darum rüstet Euch nur fröhlich und voller Zuversicht zur Reise, wie es Euerm hohen Rang geziemt!" Hocherfreut über diese Worte umarmte der Mohr seine Gattin und sprach nach einem zärtlichen Kuß zu ihr: "Gebe Gott, daß wir uns allezeit so gut verstehen, mein teures Lieb!"

Bald darauf vollendete er seine Zurüstungen, brachte seine Angelegenheiten in Ordnung und bestieg mit seiner Gemahlin und seinen Leuten die Galeere. Sie zogen die Segel auf und suhren bei ganz ruhiger See hinüber nach Eppern.

Nun hatte der Mohr in seinem Gesolge einen Fähnrich, der von Angesicht sehr schön, aber von der niederträchtigsten Gestinnung war, die man sich nur denken kann. Er war dem Mohren lieb, weil dieser nichts von seiner Bosheit ahnte und sich der Schurke mit heuchlerischen Reden so gut zu verstellen wußte, daß er von außen einem Hettor oder Achilleus glich. Dieser hinterlistige Fähnrich hatte seine junge schöne Frau auch mit nach Expern gebracht, die als Italienerin bei Dissemona in Gunst stand und die meiste Zeit des Tages bei ihr zubrachte.

Ferner war unter dem Gefolge des Gouverneurs auch ein Leutnant, den der Mohr sehr oft zu sich in den Palast einlud, wo er mit ihm und der Gemahlin an der Tafel speiste. Als Disdemona sah, welche Gunst dieser bei ihrem Manne genoß, zeigte sie sich ihm freundlich gesinnt, was dem Mohren ganz erwünscht war.

Da trug es sich zu, daß der verruchte Fähnrich, ungeachtet der Treue, die er seiner Frau und seinem Gebieter schuldig war, sich leidenschaftlich in Disdemona verliebte und mit allen Mitteln darnach strebte, sich ihrer Reize zu erfreuen. Er getraute sich zwar nicht, ihr seine Liebe zu erklären, aus Furcht, der Mohr würde ihn auf der Stelle töten, sobald er die Sache merke. Darum versuchte er so heimlich wie möglich, ihr auf verschiedenerlei Art seine Liebe zu verstehen zu geben. Disdemona jedoch, deren ganzes Gemüt nur ihrem Gatten zugewandt war, fümmerte sich weder um den Fähnrich, noch um sonst jemand. Als daher all seine Ber= suche fehlschlugen, kam er auf den Gedanken, sie sei dem Leutnant zugetan. Darum nahm er sich vor, diesen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Und nicht genug

damit, verwandelte sich seine Liebe zu der Dame in den tödlichsten haß. Er wollte ein Mittel ausfindig machen, damit, wenn er Disdemonens Liebe nicht erlangen könne, der Mohr seine Frau auch nicht mehr besitzen sollte. Und nachdem er meh= rere Schurkenstreiche ausgedacht hatte, beschloß er endlich, sie bei ihrem Manne des Chebruchs anzuklagen und den Leut= nant als den Schuldigen zu bezeichnen. Er wußte zwar, wie innig der Mohr seine Disdemona liebte und welches Vertrauen der Leutnant bei ihm genoß. Daher ward es ihm klar, daß sein Blan nur mit raf= finierter Schlauheit auszuführen war. Er wartete also die günstige Zeit und Ge= legenheit dazu ab.

Nicht lange darnach geschah es, daß der Mohr den Leutnant seines Amtes ent= sette, weil dieser gegen einen Soldaten auf der Wache den Degen gezogen und ihn mehrfach verwundet hatte. Disdemona der es um den Leutnant leid tat, suchte oft= mals ein gutes Wort für ihn einzulegen. Das erzählte der Mohr dem verräterischen Fähnrich und fügte hinzu, seine Gattin lasse ihm seinethalben keine Ruhe, sodaß er befürchte, er müsse ihn wieder als Leut= nant in seine Stelle einsetzen. Jett schien dem Bösewicht der Augenblick gekommen, um seinen Plan auszuführen, und er sprach: "Eure Gemahlin hat vielleicht Ursache, ihn gerne zu sehen."

"Wie das?" fragte der Mohr.

"Ich möchte nicht gern Unfrieden stiften zwischen Cheleuten," entgegnete der andere, "aber Ihr braucht nur die Augen aufzutun, um es selbst zu merken."

Mehr wollte der Fähnrich nicht sagen. Diese Worte aber ließen einen scharfen Stachel im Herzen des Gouverneurs zu=rück, sodaß er ganz schwermütig wurde und stets darüber nachsann, was diese Aeuße=rung wohl bedeuten möchte.

Als nun Disdemona eines Tages wiesder versuchte, ihres Mannes Groll gegen den Leutnant zu besänftigen, indem sie ihm vorstellte, daß er doch lange Jahre ein guter Freund und Diener gewesen sei und sich mit dem verwundeten Soldaten ja längst ausgesöhnt habe, da geriet der Mohr in heftigen Jorn und rief: "Es ist doch auffallend, Disdemona, daß du so viel Anteil an dem Manne nimmst, sintes

mal er ja weder ein Bruder noch Verswandter zu dir ist."

Die Frau erwiderte ganz freundlich und demütig: "Ihr werdet mir hoffentlich deshalb nicht zürnen. Ich habe keinen ansdern Grund, als weil es mir leid tut, Euch eines so wackern Freundes beraubt zu sehen, wie er nach Eurer eigenen Ausslage gewesen ist. Er hat doch keinen so argen Fehler begangen, daß man ihm derart zürnen müßte. Aber ihr Mohren seid so hikig von Natur, daß jede Kleinigkeit Euch zu Jorn und Rache reizt."

Ueber diese Worte noch mehr erzürnt, rief der Mohr: "Das dürfte manch einer erfahren, der es nicht erwartet. Ich werde für die Beleidigungen, die man mir antut, volle Rache nehmen."

Disdemona erschrak sehr über diese Antwort. Sie hatte ihren Mann noch nie so gegen sie aufgebracht gesehen und sagte daher mit holder Demut zu ihm: "Es hat mich nur die beste Absicht dazu bewogen, Euch hievon zu reden. Um Euch aber nicht weiter zu erzürnen, will ich nie mehr ein Wort davon sprechen."

Diese erneute Fürbitte seiner Gattin hatte im Bergen des Mohren den Berdacht erweckt, daß jene Anspielung des Fähnrichs am Ende nichts anderes bedeute, als daß Disdemona den Leutnant liebe. Er begab sich also ganz trübsinnig zu jenem Schurken und begann in ihn zu dringen, daß er sich deutlicher erklären solle. Der Fähnrich, der nach dem Ber= derben des armen Weibes trachtete, stellte sich zuerst, als wolle er nichts sagen, was seinem Herrn mißfallen könnte, und sprach endlich, wie von seinen Bitten überredet, zu dem Mohren also: "Es tut mir leid, Euch etwas sagen zu müssen, was Euch höchst unangenehm sein muß. Aber da Ihr es von mir verlangt und mich die Sorge um Eure Ehre dazu treibt, so muß ich Euch willfahren. Wisset also, daß Eure Gattin aus keinem andern Grunde sich das Unglück des Leutnants so zu Herzen nimmt, als weil sie jedesmal, wenn er Euch zu besuchen kommt, ihr Vergnügen mit ihm zu haben pflegt, da sie Eurer Schwärze bereits überdrüssig ist."

Diese Worte schnitten dem Mohren bis in die Wurzel seines Herzens ein. Um aber noch mehr zu erfahren, sagte er, obschon ihm der geschöpfte Argwohn nunmehr berechtigt schien, mit finsterer Miene: "Ich
weiß nicht, was mich abhält, daß ich dir
nicht diese freche Zunge ausreißen lasse,
die sich erkühnt, meine Frau einer solchen
Schmach zu beschuldigen."

Der Fähnrich entgegnete: "Ich habe für meinen Liebesdienst keinen andern Lohn von Euch erwartet, mein Saupt= mann. Dennoch beteure ich nochmals. daß die Sache sich so verhält, wie Ihr ge= hört habt. Und wenn das schlaue Weib Euch mit verstellten Liebesbezeugungen so die Augen verklebt hat, daß Ihr es bis= her nicht merktet, wie Ihr hättet sollen, so ist es darum nicht minder wahr, was ich Euch sage. Denn der Leutnant hat es mir selbst erzählt, weil ihm sein Glück nicht volltommen schien, wenn er es nicht einem andern Menschen mitteilen könnte. Hätte ich mich nicht vor Euerm Zorn gefürchtet, so würde ich ihm längst den verdienten Lohn mit seinem Tod gegeben haben. Run ich aber keinen bessern Dank von Euch empfange, so hätte ich freilich besser getan, zu schweigen, als mir Eure Un= gnade zuzuziehen."

Darauf versetzte ihm der Mohr voller Zorn: "Wenn du mich nicht durch eigenen Augenschein von der Wahrheit deiner Ansgaben überzeugst, so sollst du bald erkennen, daß es besser gewesen wäre, du wärest stumm geboren."

"Freilich hätte ich Euch damals, als der Leutnant noch Euer Hausfreund war, leicht von der Tatsache überzeugen können. Jeht aber, da Ihr ihn wegen einer geringen Ursache verjagt habt, geht es nicht mehr so gut. Ich zweisle nicht, daß er noch immer heimlich mit Disdemona zusammenkommt, so oft Ihr ihm Gelegenheit dazu geht. Aber er fängt es jeht sicherlich feiner an als ehedem, da er weiß, daß Ihr ihn nun haßt. Trohdem gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, Euch mit eigenen Augen zu beweisen, was Ihr mir nicht glauben wollt."

Nach diesen Worten schieden sie von= einander.

Der arme Mohr ging ganz betrübt nach Hause und wartete auf den Tag, wo ihm der Fähnrich das zeigen würde, was ihn für immer unglücklich machen sollte. Nicht wenig geriet auch der Fähnrich in Berlegenheit, da er wußte, wie schwer es ihm bei der Sittenstrenge Disdemonas fallen würde, sie der Untreue zu überführen. Er sann also hin und her und geriet end= lich auf eine neue Bosheit.

Disdemona kam, wie früher erzählt, oft zu der Frau des Fähnrichs auf Besuch und brachte einen guten Teil des Tages bei ihr zu. Dabei hatte nun der Fähn= rich bemerkt, daß sie ein kostbares Nas= tüchlein von der feinsten maurischen Arbeit trug, das der Mohr ihr bei der Hochzeit ge= schenkt hatte, weshalb es von beiden sehr wert gehalten wurde. Dieses Schnupf= tuch wollte er ihr heimlich entwenden und sie dadurch ins Verderben stürzen. Als sie nun eines Tages wieder zu Besuch da war, hob er sein dreijähriges Töchterlein, das Disdemona gerne hatte, zu ihr empor und gab es ihr in die Arme, worauf sie es herzte und liebkoste. In diesem Augen= blick zog ihr der Betrüger, der sich aufs Taschenspielen wohl verstand, so geschickt das Nastuch aus dem Gürtel, daß sie gar nichts davon merkte. Dann entfernte er sich damit voller Freude. Disdemona ging ahnungslos nach Hause und vermißte es zunächst nicht, da sie mit andern Gedanken beschäftigt war. Einige Tage später jedoch, als sie es suchte und nicht fand, geriet sie sehr in Besorgnis, ihr Gatte möchte dar= nach fragen, wie er öfters tat.

Inzwischen ging der Fähnrich mit dem Taschentüchlein zu dem Leutnant und legte es im verstohlenen zu Häupten seines Bettes hin. Der Leutnant beachtete es erst am folgenden Morgen, als er beim Ausstehen mit dem Fuße darauf trat. Er begriff zunächst nicht, wie das Tüchlein daher gekommen sei, da er wohl wußte, daß es Disdemona gehörte. Er beschloß hernach, es ihr zu bringen, und wartete die Zeit ab, wo der Mohr ausgegangen wäre. Dann begab er sich damit an die Hinterstüre ihres Hauses und klopfte an.

Nun wollte es der Zufall, gleich als ob sich das Schicksal mit dem bösen Fähnrich gegen die unschuldige Frau verschworen hätte, daß der Wohr in diesem Augenblicke wieder nach Hause gekommen war. Als er an der Türe klopfen hörte, trat er an das Fenster und rief unwillig hinunter: "Wer ist da?"

Der Leutnant hörte seine Stimme und

lief, ohne zu antworten, aus Furcht, der Mohr könnte seinen Zorn an ihm aus-lassen, auf und davon. Mittlerweile stieg der Hausherr die Treppe hinunter, machte die Türe auf und trat auf die Straße. Er konnte aber niemanden sehen und ging daher ärgerlich ins Haus zurück, wo er seine Frau fragte, wer da unten geklopst habe. Disdemona versette der Wahrheit gemäß, sie wisse es nicht. Er suhr fort: "Es schien mir, als sei es der Leutnant gewesen." Sie erwiderte: "Ich weiß nicht, ob er oder ein anderer es gewesen ist."

Da hatte der Mohr Mühe, die Wut zu meistern, die in ihm kochte. Er wollte jedoch nichts Weiteres unternehmen, bevor er mit seinem Fähnrich darüber gesprochen, ging sofort zu diesem und erzählte ihm, was vorgefallen war; auch bat er ihn, den Leutnant möglichst darüber auszuforschen, was ihm der Fähnrich bereitwillig versprach.

Und richtig knüpfte er auch eines Tages an einem Orte, wo der Gouver= neur sie sehen konnte, ein Gespräch mit dem Leutnant an. Er plauderte mit ihm über alles Mögliche, aber von Disdemona war mit keiner Silbe die Rede. Dabei hub er mehrmals an, laut aufzulachen, und zeigte in seinen Gebärden ein großes Er= staunen, wie wenn er eine seltene Neuig= teit erfahren hätte. Als dann der Leut= nant von ihm weggegangen war, fam der Mohr rasch auf den Fähnrich zu und wollte wissen, was jener ihm erzählt habe. Der ließ sich zuerst lange bitten und sprach dann: "Der Leutnant hat mir soeben sein ganzes Geheimnis anvertraut und ge= standen, daß Eure Gemahlin ihm die lette Liebesgunst gewährt habe, so oft Ihr von zu Hause fort gewesen seid und ihm Ge= legenheit dazu gegeben. Das lette Mal, als er bei ihr war, verehrte sie ihm jenes feine Nastüchlein, das Ihr bei Eurer Ver= mählung ihr geschenkt."

Der Mohr dankte dem Fähnrich und war nun überzeugt, daß die Anklage auf Wahrheit beruhe, sobald es sich zeige, daß Disdemona das Taschentüchlein nicht mehr besitze. Er verlangte daher eines Tages, als er nach dem Essen noch mit seiner Gattin plauderte, ihr Schnupftuch zu sehen. Die Unglückliche hatte diese Frage schon längst befürchtet und ward darüber feuer-

rot im Gesicht. Schnell lief sie, um ihre Röte vor ihm zu verbergen, der es zwar schon bemerkt, zu ihrem Schrein und tat, als ob sie darnach suche. Und nachdem sie lange gesucht hatte, sprach sie endlich: "Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich es heute nicht finden kann. Sabt Ihr's vieleleicht gehabt?"

"Wenn ich es gehabt hätte," erwiderte der Mohr, "so würde ich dich doch nicht darnach fragen. Du kannst es ja ein ander= mal mit mehr Ruhe suchen."

Und damit ging er weg und sann darüber nach, wie er seine Frau und zugleich ihren Liebhaber umbringen könnte, ohne dieses Verbrechens beschuldigt zu werden. Tag und Nacht sah man ihn nachdenklich einhergehen, und Disdemona bemerkte, daß er nicht mehr wie früher gegen sie war. Sie sagte daher oftmals zu ihm: "Was habt Ihr nur, daß Ihr so verstört ausseht? Ihr waret doch früher so fröhlich, und jeht seid Ihr ganz schwermütig."

Der Mohr ersann darauf allerlei Aus= reden, aber sie konnte sich damit nicht zu= frieden geben. Und wiewohl sie sich keiner Schuld bewußt war, so fürchtete sie doch, gerade durch ihre große Zärtlichkeit ihm zur Last gefallen zu sein. Sie ging daher zur Frau des Fähnrichs und erzählte ihr ihren Rummer, indem sie sprach: "Ich weiß nicht, was ich von meinem Manne denken soll. Er war sonst immer lauter Liebe zu mir, und jest ist er, ich weiß nicht, seit wie lange, ein ganz anderer geworden. Ich fürchte sehr, ich werde den Mädchen noch ein warnendes Beispiel dafür werden, daß sie sich nicht gegen den Willen der Eltern verheiraten sollen. Und die ita= lienischen Frauen werden von mir lernen können, daß man sich nicht mit Männern verbinden soll, die aus einem ganz frem= den Lande stammen und von anderer Sitte und Lebensweise sind. Da ich aber weiß, daß mein Mann ein Freund zu Euerm Gatten ist und ihm sein Vertrauen schenkt, so bitte ich Euch, es mir mitzu= teilen, wenn Ihr etwas von ihm hört, das für mich wichtig ist." Und bei diesen Wor= ten vergoß sie bitterliche Tränen.

Die Frau des Fähnrichs aber, die bereits von allem wußte und die ihr Mann zur Helfershelferin des Mordes hatte zwingen wollen, obgleich sie sich mit allen Mitteln dagegen gesträubt hatte, wagte aus Furcht vor ihrem Manne nicht, ihr den Anschlag zu verraten und sagte nur soviel: "Seid ja dafür besorgt, daß Ihr Euerm Gemahl keinerlei Grund zum Argwohn gebt, und sucht ihm Eure Liebe auf alle Arten zu beweisen."

"Das tue ich," sprach Disdemona, "aber es hilft nichts."

Der Mohr suchte sich indessen immer mehr von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen und bat den Fähnrich, es zu bewerkstelligen, daß er das Schnupftuch im Besith des Leutnants sehen könne, was freilich für den Schuft eine schwierige Sache war. Doch versprach er ihm, sein Möglichstes zu tun.

Nun hatte um diese Zeit der Leutnant eine Person zu Hause, die außerordentlich seine Stickarbeiten machte. Die hatte das Nastückslein gesehen und wollte sich, ehe man es Disdemonen zurückgab, noch schnell ein ähnliches machen. Mit dieser Arbeit beschäftigt, sah sie einst der Fähnerich am Fenster siehen. Nasch holte er den Mohren herbei, sodaß auch er beim Vorzübergehen das Tücksein sehen konnte.

Jest war der Mohr vollends überzeugt, daß seine Frau ihm untreu geworden sei. Sein Entschluß stand nunmehr fest, die beiden Liebenden umzubringen. Der Fähnrich mußte für ihn die Ermordung des Leutnants übernehmen, wofür er ihm versprach, ihm stets verpslichtet zu sein. Dieser weigerte sich zuerst, weil der Leutnant ein sehr gewandter Haudegen sei. Aber der Mohr bat ihn solange und gab ihm soviel Geld, die er schließlich einwilligte, sein Glück zu versuchen.

Eines Abends kam der Leutnant aus dem Hause eines schönen Mädchens, das er zu besuchen pflegte. Da schlich sich der Fähnrich in der Finsternis mit gezücktem Degen an ihn heran und versetzte ihm einen Hieb in die Beine, um ihn zu Fall zu bringen. Er schlug ihm auch richtig den rechten Schenkel mitten entzwei, sodaß der Arme zu Boden stürzte. Troß seiner schweren Wunde gelang es ihm, den Degen zu ziehen und sich gegen den Unsbekannten zu verteidigen, der ihm den Garaus machen wollte. Dabei schrie er, so laut er konnte: "Zu Hise, man bringt mich um!"

Sogleich eilten Leute herbei, worunter auch einige Soldaten, die in der Nähe ihr Quartier hatten. Der Fähnrich hatte rasch die Flucht ergriffen, drehte sich dann aber, um nicht verfolgt zu werden, plößlich um und stellte sich, als komme er auf den Lärm herbeigeeilt. Er mischte sich unter die übrigen, sah, daß das Bein abgehauen war, und hielt es für gewiß, daß sein Gegner an der Berwundung sterben müsse. Das stimmte ihn sehr froh, doch zeigte er zum Schein dem Berwundeten soviel Mitseid, wie wenn er sein eigener Bruder gewesen wäre.

Am andern Worgen wurde dieser nächtliche Ueberfall in der ganzen Stadt bekannt und kam auch zu den Ohren Disdemonas, die voller Herzensgüte, wie sie war, sich sehr darob betrübte, ohne daran zu denken, daß ihre Anteilnahme ihr könnte übel ausgelegt und zum Verderben werden. Der Wohr verdachte es ihr sehr und erzählte es dem Fähnrich, indem er sprach: "Denke dir, die Närrin von meiner Frau hat sich über den Tod des Leutnants so betrübt, daß sie fast von Sinnen kommt."

"Und wie wäre dies anders möglich," erwiderte der Fähnrich, "da sie ja stets ein Herz und eine Seele waren?"

"Ein Herz und eine Seele! Ha, ich will ihr schon die Seele aus dem Leibe reihen. Ich mühre mich fürwahr für einen Feigling halten, wenn ich nicht dieser Schmach ein Ende machte."

Sie beratschlagten dann zusammen, ob sie Disdemona mit Gift oder mit dem Dolch umbringen sollten. Doch konnten sie darüber nicht einia werden. Schlieklich meinte der Fähnrich: "Mir fällt noch ein anderer Vorschlag ein, der keinerlei Verdacht erweckt. Und dies ist folgender: Euer Haus ist sehr alt, und die Decke Eures Schlafgemachs hat viele Risse. Wir bringen Disdemona mit einem mit Sand gefüllten Strumpf ums Leben. Dabei bleiben keine Spuren von äußerer Ber= letung. Ift sie dann tot, so machen wir, daß die Stubendede über ihr einfällt, so= dak es den Anschein hat, als sei sie von den Balken erschlagen worden. Auf diese Weise wird niemand Verdacht gegen Euch schöpfen."

Dieser grausame Vorschlag gefiel dem Mohren. Er wartete die Gelegenheit da= zu ab. Und als er eines Nachts mit seiner Gattin zur Ruhe gegangen war, begann der Fähnrich, der in einem anstoßenden Kabinett verborgen war, der Abrede gemäß in seinem Versteck ein Geräusch zu machen.

Da fuhr der Mohr empor und sprach zu Disdemona: "Hast du das Geräusch gehört?"

"Ja, freilich," versetzte sie.

"So steh auf," fuhr er fort, "und schau nach, was es sein mag."

Die unglückliche Frau stand auf, und sobald sie sich dem Kabinett näherte, sprang der Fähnrich hervor und gab ihr mit dem gefüllten Strumpf einen so gewaltigen Schlag mitten auf den Rückgrat, daß sie auf der Stelle zu Boden sank und kaum mehr Atem fand. Doch rief sie mit schwacher Stimme ihren Mann um Silfe. Dieser sprang aus dem Bett und sprach: "Das ist der Lohn für deine Untreue, du schändliches Weib. So geht es denen, die unter dem Schein zärtlicher Liebe ihre Männer hintergehen."

Wie das die arme Frau hörte und ihr Ende nahe fühlte, flehte sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an, worauf sie vom dritten Schlag tödlich getroffen zu Boden siel. Der Fähnrich legte sie auf ihr Bett, brachte ihr noch einige Wunden im Gesichte bei, und dann rissen sie miteinander die Zimmerdecke ein. Hierauf rief der Mohr laut um Hilfe, das Haus falle ein, sodaß alle Nachbarn herbeieilten und bei der Untersuchung des Bettes die arme Disdemona darin erschlagen fanden.

Die Klage über ihren Tod war allgemein, weil man sie wegen ihrer feinen Lebensart gern gehabt hatte. Um andern Tage wurde sie unter großer Trauer zu Grabe getragen.

Der gerechte Gott aber wollte nicht, daß eine so unerhörte Tat unbestraft bleibe.

Der Mohr hatte seine Frau überaus lieb gehabt, und von der Stunde an, wo er sie nicht mehr sah, überkam ihn eine solche Sehnsucht nach ihr, daß er sie überall im Hause suchte. Und weil er bedachte, daß er durch die Schuld des Fähnrichs seine Frau und damit auch sein ganzes Lebensglück versoren habe, wurde ihm der Bösewicht so in tiesster Seele verhaßt, daß er ihn nicht mehr ansehen mochte. Ja, er hätte ihn wohl auf offener Straße umbringen mögen, würde er sich nicht vor der unbestechlichen Gerechtigseitsliebe des Dogen und der Ratsherren von Benedig gescheut haben. Er entzog dem Fähnrich daher die Fahne und stieß ihn aus seiner Kompagnie, weshalb zwischen den beiden eine tödliche Feindschaft entstand. Der Fähnrich trachtete von da an mit allen Kräften darnach, dem Gousverneur zu schaden.

Eines Tages traf er den Leutnant an, der wiederhergestellt war und statt des abgehauenen Beines mit einem hölzernen einherging. Da sagte er zu ihm: "Die Stunde ist gekommen, wo du für dein verslorenes Bein Rache nehmen kannst. Und wenn du mit mir nach Benedig kommen willst, so werde ich dir dort vor Gericht bezeugen, wer der Täter war; denn hier in Enpern darf ich es aus mancherlei Rücksichten nicht wagen."

Der Leutnant, der bisher nie erfahren hatte, von wem und warum er überfallen worden war, dankte dem Fähnrich, und so fuhren sie zusammen übers Meer nach Benedig. Sobald sie dort angelangt waren, erzählte er ihm, der Mohr sei es gewesen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er, der Leutnant, habe Disdemona zur Untreue verleitet. Und darum habe er auch seine Frau umgebracht und nachher ausgeschrieen, die eingestürzte Stubendecke hätte sie erschlagen.

Sobald der Leutnant dies hörte, verklagte er den Mohren bei der Signoria wegen des abgehauenen Beines und wegen der Ermordung Disdemonas, was der Fähnrich als Zeuge vor Gericht bektätigte, indem er hinzufügte, der Mohr habe ihn zuerst überreden wollen, beide Verbrechen zu begehen.

Als die Herren von Venedig vernahmen, welche Grausamkeit der Barbar an einer ihrer Bürgerinnen verübt hatte, ließen sie den Mohren in Chpern verhaften und gefangen nach Venedig bringen, wo sie ihn mit vielen Foltern zu zwingen suchten, die Wahrheit zu gestehen. Aber er überwand mit starker Seele alle Quaelen, die man ihm bereitete, und leugnete alles so hartnäckig ab, daß man nichts aus ihm herausbrachte. So entging er durch

seine Standhaftigkeit zwar dem Tode, wurde aber nach langer Gefangenschaft zu lebenslänglicher Berbannung versurteilt und später von den Verwandten seiner Frau, wie er es verdiente, umgesbracht.

Der Fähnrich kehrte nach dem Prozeh wieder in seine Heimat zurück. Weil er aber von seiner bösen Art nicht lassen konnte, beschuldigte er dort einen seiner Gefährten, ihn zur Ermordung eines verseindeten Edelmanns veranlaßt zu haben. Der Gefährte wurde deshalb ergriffen, und weil er troh der Folter mutig leugenete, so wurde auch sein Ankläger, der

Fähnrich, verhört und ebenfalls auf die Folter gespannt, wobei sie ihm so zuseten, daß er eine innere Verletzung davonstrug. Er wurde zwar wieder freigelassen und durfte heimkehren, starb aber daselbstschon nach wenigen Tagen an den Folgen der ausgestandenen Tortur.

So rächte Gott Disdemonens Un=

Schließlich kam die Wahrheit doch ans Tageslicht, und zwar durch die Frau des Fähnrichs, die von allem Mitwisserin war und nach dem Tode ihres Mannes den wahren Tatbestand aussagte.

Rodin 1840-1917.

Machbrud berboten.

Mit einer Runftbeilage.

Mit Rodin verlor Frankreich seinen größten, die Gegenwart den bedeutend= sten, die Welt den Bildhauer des Im= pressionismus.

Von der Tradition seiner Heimat ausgehend, sie überwindend, fand er in der Antike die Ruhe der Form, in der Gotik den Reichtum des Empfindens, in Michelangelo die Gewalt der Gebärde, in Rembrandt das raumbindende Licht, und er gelangte mit unerhörter Geduld zu dem, das — als es zum ersten Mal vor die Deffentlichkeit trat — so neu und unglaublich wahr erschien, daß man unternahm, ihm den Prozeß des Betruges zu machen.

Sein war das Schickal des Großen, Einsamen, befehdet, verfolgt, offiziell absgelehnt zu werden, bis er selbst eine öffentliche Uebermacht geworden war und der Sieg ihm eingeräumt werden mußte. Ueber seine Gipsabgüsse ging die Wutseiner Feinde. Sein Denker, heute in pathetischer Bronze vor dem Panthéon, wurde zerbrochen. Rodin gehörte "zur Rasse jener, die für sich selbst marschieren", wie Jean Paul Laurens anno 1900 feststellte, damals das einzige Malermitzglied des Instituts.

Und doch war er ganz Kind seines Jahrhunderts, seiner engeren Epoche ein enfant terrible, freilich!

Auch er kannte den Idealismus nicht, es sei denn, man nenne das Handwerk so. Er erkannte keine Inspiration an (311 Judith Cladel: "Ach, ach, ach, das ist eine alte romantische Idee, die gar keinen Sinn hat") — er hat sie aber doch besessen. Und lapidare Psychologie dazu!

Lebendigste Ratur wollte seine Sprache sein. Die Bewegtheit und Differenziertheit der Oberfläche, gleich wie im Spiel der Atmosphäre, wurde impressionistisches Angebinde seiner Stulptur, die nach den schrofferen, schwereren Gesten des ersten Schaffens zögernde, fliehende, sausende Bewegungen in die Luft und auf Hintergründe schrieb mit zarten oder zerstlüfteten Formen und schauernden Fläschen und allen vielgestalten Reizen des Malerischen.

Doch — er besaß die große Form, was ihn zum Ersten französischer Kunst macht. Cézanne versenkt sich in die Tiefe, in Mystizismus. Van Gogh zerreißt die Oberfläche, legt strömende Säfte bloß, zuchende Nerven. Rodin baut logisch auf. Sein Empfinden ist leidenschaftlich, tief und konzentriert, seine Stärke psychologisch und sonnenklar. Sein Werk hat die Größe der Form: Monumentalität.

Grundlage auch seiner Kunst war die Geometrie. Genie, beteuerte Rodin, hieß für ihn: Ordnung.

Löcher, die seine Hand aus der Materie riß, und Buckel, die sie türmte, das sind seine Mittel. Mehr als er den Meißel hämmerte, knetete seine bloße Hand—die Marmore stehen bezeichnenderweise in der Minderzahl.